

Einleitung

Ein Verständnis von politisierender Performativität ökonomischer Modelle zu entwickeln und es empirisch auf die Probe zu stellen, motiviert den vorliegenden Text primär. Ein ökonomisches Modell, so eine leitende These, bringt als solches auch eine Modellwelt mit, eine »World in the Model« (Morgan, 2012), von der sich in strittigen Situationen politisierender Gebrauch machen lässt. Zur Veranschaulichung hilft vielleicht ein bewusst absurdes Situationsbeispiel. Man stelle sich vor, eine arbeitende Person bekäme von ihrer Firma am Monatsende, anstatt Lohn ausbezahlt, die eigene Arbeitszeit in Rechnung gestellt. Ein Streit bricht aus, jedoch kein gewaltsamer. Die betroffene Person versucht, klarzumachen, dass *die Welt so* nicht funktioniert. Schließlich *gibt es* doch Unternehmen und Beschäftigte. Erstere haben Letztere für ihre Arbeit zu entlohnen, anstatt auch noch Geld dafür zu verlangen! Auch ohne sich explizit auf ein wissenschaftliches Modell zu beziehen, zeigt die Geprellte eine Arbeitsmarkt-Welt auf, in der die Transaktion als eine Art Vorzeichenfehler gilt. Hätte man stattdessen nicht auch einfach eine Verletzung des Arbeitsvertrags nachweisen und, ohne Sanktionsdrohung, darauf pochen können, dass Verträge doch einzuhalten sind?

Für weniger absurde Politisierungssituationen ökonomischer Modellwelten finden sich wohl zahlreiche Beispiele in der öffentlichen Berichterstattung über Tarifauseinandersetzungen oder Sozialpolitik, aber auch im ganz alltäglichen Arbeitsleben. Aus meiner Berufspraxis weiß ich von einem Beispiel zu berichten, anhand dessen ich im *ersten Kapitel* sozialtheoretisch explizieren möchte, was es heißt, eine ökonomische Modellwelt zu politisieren. Begrifflich vertrauen wir dabei auf einen Klassiker: Die Theorie symbolischer Kommunikationsmedien nach Talcott Parsons situationsanalytisch zu gebrauchen, weist auf, wie Akteure ökonomische Modellwelten wertorientiert einsetzen können, um koordinative Unsicherheit zu bannen. Man weiß nicht, wie gemeinsam weitermachen. Modellwelten explizieren konkurrierende Wirklichkeitsvorschläge so, dass sie sich anhand von Wertmustern mit gegenseitigen Verpflichtungen zu passenden Anschlüssen verdichten lassen.

Das erste Kapitel hat sein Ziel erreicht, wenn sich ein normativ informiertes Verständnis von Performativität entwickelt hat, wenn sich erhellt, wie die symbolischen Kommunikationsmedien *Einfluss* und *Wertbindung* bei einer *Politisierung ökonomischer Modellwelten* zusammenspielen. Als verfehlt wird aber das Ziel gelten, empirisch

generalisierbare Aussagen über derartige Politisierungsmuster zu gewinnen: Wie politisieren unterschiedliche Subjekttypen unterschiedliche Modellweltfamilien? Die situationale Fixierung auf *einen* Personenkreis sowie *ein einziges* ökonomisches Modell, das zudem höchstens methodischen Bezug zum Wissenschaftsdiskurs unterhält, erlauben keine Antwort auf diese oder ähnliche Fragen. Mehr als eine situationsreflektierte Begriffsexplikation kommt im ersten Kapitel nicht heraus.

In den folgenden Kapiteln wird versucht, diese beiden empirischen Starrheiten aufzulockern: Das *zweite Kapitel* kümmert sich um die Varianz der Modellwelten, das *dritte Kapitel* um jene der beteiligten Personengruppen. Dabei beginnt jedes der beiden Kapitel mit einer theoretischen Grundlegung, welche dann jeweils in eine empirische Ausgestaltung übergeht.

An den symbolischen Kommunikationsmedien *Einfluss* und *Wertbindung* nimmt das theoretische Vorspiel des zweiten Kapitels den Faden des vorangehenden auf. Der funktionale Situationsbeitrag dieser beiden Medien wird auf die Unterscheidung zwischen Welt (*monde commun*) und Wertordnung (*cité*) nach der Rechtfertigungssoziologie von (Boltanski und Th  venot, 2008) abgebildet. Das von den Autoren vorgeschlagene »Analysegitter« (*grille d'analyse des mondes communs*) erlaubt es sodann, eine Pluralität politisierbarer Modellwelten aus dem älteren und jüngeren Diskurs der Arbeitsmarktökonomik zu rekonstruieren. Vier Modellfamilien lassen sich systematisch ausdifferenzieren und aus diesen wiederum je fünf charakteristische Aussagen, die sich wie »Fühler der [hier: modellweltlichen, C.D.] Bildelemente« (Wittgenstein, 2003b, S. 15) zum empirischen Forschungsdesign austrecken.

Das *dritte Kapitel* zeigt auf, wie die charakteristischen Modellaussagen unter die Leute kommen. Wie verwenden verschiedene Personen die im vorherigen Kapitel hergeleiteten Modellaussagen? Wie können wir Informationen aus der Verwendungssituation zur Auswertung über die Zeit retten? Auf diese Fragen hat das Forschungsdesign Antworten zu geben. Beiden Fragen scheint aber eine tiefere zugrunde zu liegen: *Wie spricht man über Sprechen?* Anders als obiges Wittgenstein-Zitat nämlich suggerieren mag, tasten wir mit den Aussagen aus dem zweiten Kapitel keine fix-fertig-vorgängige Welt ab. Wir sagen beispielsweise nicht, *dass* es Unternehmen und Haushalte gibt, die sich »so und so« (Wittgenstein, 2003b, S. 55) verhalten. Wir *versuchen*, zu sagen, ob und wie Personen in Rechtfertigungssituationen so etwas sagen.

Wittgenstein exponiert im *Tractatus* Probleme sprachlichen Selbstbezugs in kaum zu überbietender Konsequenz. Seine spätere Beschreibung von Sprachspielen bearbeitet dieses Problem auf eine Weise, welche dem empirischen Forschungsdesign der vorliegenden Untersuchung auf die F   e hilft. Als Vignette bauen wir *ein* Rechtfertigungssprachspiel, das *verschiedene* Personen je einzeln so spielen können, dass Informationen über die Spielzüge auswertbar erhalten bleiben.

Die Ausführungen des dritten Kapitels *rechtfertigen* ein Forschungsdesign, welches die Defizite der egologischen Feldbeobachtung aus dem ersten Kapitel über-

windet. Nicht mehr nur *eine* Person, die von der Politisierung bloß *einer* Modellwelt hauptsächlich aus der Erinnerung berichtet – eine Online-Befragung brachte die charakteristischen Modellaussagen der *verschiedenen* Modellfamilien digital dokumentiert mit *verschiedenen* Personengruppen zusammen: Arbeitslosen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern¹.

Jede Person spielte von ihrem jeweiligen Endgerät aus ein Sprachspiel. Dieses bestand darin, sich vorzustellen, man sei vor dem Hintergrund einer Arbeitsmarktkrise in eine Fernsehsendung eingeladen worden und erarbeitete dazu gerade eine Rede mit einer vertrauten Beratungsperson. Diese schlägt einem nun, ohne weitere Angaben über den Kontext, die charakteristischen Modellaussagen vor: Wie, wenn überhaupt, würde man sich in der vorzubereitenden Rede auf die Aussagen beziehen? Die Skala reichte von »-4 (stark ablehnend)« über »0 (überhaupt nicht)« bis zu »4 (stark zustimmend)«. Die Bewertungen jeder Modellaussage von jeder Person hinterließen Spuren in einer cloudgehosteten Datenbank, die ein forschender Blick nach den gespielten Partien auswertete.

Die Ergebnisse darzustellen und mögliche Interpretationen vorzuschlagen, macht das Anliegen des *vierten Kapitels* aus. Ohne zu sehr vorzugreifen, lassen sich an dieser Stelle vielleicht schon zwei »Entdeckungen« festhalten: Zum einen weist

1 Die grammatikalischen Maskulina ergeben sich in diesem Fall nicht zufällig. Befragt wurden ausschließlich Männer über 40 mit Wohnsitz in den neuen Bundesländern. Die Auswahl hatte allein statistisch-wissenschaftstheoretische und forschungspragmatische Gründe. Gerade, wenn man nicht ausschließt, dass soziographische und sozialisatorische Unterschiede auch soziale Ungleichheiten schaffen, die sich in subjektiven Perspektiven niederschlagen, kann man dies methodologisch kaum ignorieren. Nehmen wir, nur zu Illustrationszwecken, an, die Untersuchung hätte alle befragten Personen ohne Merkmaleinschränkungen aufgenommen und eine der Untersuchungsgruppen bestünde zufälligerweise fast ausschließlich aus jungen Frauen, während sich in einer anderen ältere Männer häuften. Nun zeigen sich signifikant verschiedene Strukturmuster zwischen den beiden Gruppen. Wie antwortet man auf den Einwand, dass diese Unterschiede nichts mit dem Beschäftigungsstatus, sondern bloß mit Alter und Geschlecht zu tun hätten?

Es ähnelt, überspitzt gesprochen, einer Situation, in der man testen wollte, ob die Wirkung eines Medikaments für Arbeitnehmer oder Arbeitssuchende einen Unterschied macht, doch eine der Gruppen überwiegend aus kerngesunden Jugendlichen, die andere aber aus chronisch kranken Älteren besteht. So sehr man weder die eine noch die andere Gruppe als solche von der Teilnahme ausschließen möchte, kommt man, wenn man statistisch aussagekräftige Ergebnisse erzielen möchte, um Einschränkungen nicht herum. Dass im vorliegenden Fall die Wahl auf Männer über 40 mit Hauptwohnsitz in den neuen Bundesländern fiel, hat den einfachen Grund, dass der Autor, als in Thüringen ansässig und *gerade angesichts* männlicher Übergewichte am Arbeitsmarkt, so den Rekrutierungsauswand zu minimieren glaubte – es ging dennoch nur sehr schleppend und rückschlagsbehaftet voran.

Offen und unbedingt zu diskutieren bleibt trotz alledem die Frage, wie sehr die Arbeit Ungleichheiten, indem sie diese als gegeben annimmt, mit *performiert*. Sie kann diesen Vorwurf nicht völlig entkäften, aber ihn wenigstens diskursiv annehmen.

das Antwortverhalten der Probanden Struktur auf. Man darf begründet von der Hand weisen, dass die Befragten ihre Antworten lediglich ausgewürfelt hätten. Sie wussten mit den alltagssprachlich reduzierten Modellaussagen offensichtlich etwas anzufangen. Zum anderen aber scheint dies für die Untersuchungsgruppe der Arbeitgeber in höherem Maße zu gelten; ihre Bewertungen weisen eine stärkere Kohäsion auf. Mehr als die befragten Arbeitslosen und Arbeitnehmer scheinen die befragten Arbeitgeber von *einer* Welt zu sprechen, wenn sie ökonomische Modellaussagen politisierend gebrauchen. Sie scheinen sich auch ohne Absprache in ihrem ökonomischen Weltverständnis einiger.

Die erforschten Selbstverständlichkeiten spannen den Bogen zurück zur Theorie symbolischer Kommunikationsmedien aus dem ersten Kapitel. Dass Untersuchungsgruppen unabgesprochen doch ähnlich geantwortet haben, deutet auf mediale Vermittlungsstrukturen hin, also, grob gesprochen, auf das, was ungesagt bleiben kann und muss, um Interaktion zu ermöglichen. Nach einer kritischen Zusammenfassung nimmt das *Schlusskapitel* daher zunächst diesen theoretischen Faden wieder auf, um ihn ausblickhaft mit soziologisch-systemtheoretischen Entwicklungen nach Parsons zu verknüpfen. Auf höchstem Abstraktionsniveau tritt explizit Niklas Luhmanns Semantikbegriff das Erbe der symbolischen Interaktionsmedien an.

Vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse lassen sich Überlegungen zur *Politisierbarkeit ökonomischer Modellwelten* vielleicht mit diskurstheoretischen Mitteln zugleich erden und normativ aufladen. Unter der Voraussetzung ökonomischer Modellwelten lässt sich nämlich vortrefflich streiten, ohne diese Voraussetzungen selbst zu reflektieren. Jürgen Habermas' Begriff einer kritischen Öffentlichkeit scheint noch immer geeignet, um normative Grenzen medialer Vermittlung aufzuzeigen, denn als *implizite* Grundlage politischer Diskurse entzieht sich der Einfluss ökonomischer Modellwelten womöglich dem Zugriff ebendieser Diskurse. Wie Dissens auch über die Grundlagen von Dissens zustande kommen kann, zeigen rechtfertigungssoziologische oder anerkenntnisphilosophische Ansätze wohl deutlicher auf, weil die Grenze zwischen Medialität und Reflexion, zwischen impliziter Weltformung und expliziter Argumentation, in die Betrachtungen selbst eingeht.

Die Politisierbarkeit ökonomischer Modellwelten selbst zu reflektieren, zeigt sich am Ende als ein Hauptanliegen der vorliegenden Arbeit. Dass ökonomische Theorie nie *nur* beschreibt, sondern auch politisierend performieren kann, bedeutet dann ein Problem, wenn dieser Zug selbst aus dem Blick gerät, indem man sich den Naturwissenschaften möglicherweise zu nahe wähnt. Die Arbeit endet daher mit einem Plädoyer für eine unvermeidlich wertorientierte Zusammenarbeit zwischen reflexiver Soziologie und performierender Ökonomik.